

Titel: *Leben aus dem Geist*
Predigttext: Röm 8,12-17
Pfarrer: Gerson Raabe
Datum: München, den 28.08.2016



Licht – und – Finsternis. Das ist ein Gegensatz. Licht verbannt Finsternis, Finsternis lässt Licht verschwinden. Tod – und – Leben. Noch einmal solch ein Gegensatz. Beliebigermaßen lassen sich solche Gegensätze fortschreiben. Wir verwenden solche Gegensätze auch um uns Dinge und Zusammenhänge klar zu machen. Mit jenen Gegensätzen lassen sich vor allem komplexe, komplizierte Sachverhalte veranschaulichen.

Kein Wunder also, dass solche Begriffspaare sich vor allem im Umfeld der Religion außerordentliche Beliebtheit erfreuen. Ja, wir können gar sagen, dass solche Gegensätze gerade hier eine ganz wesentliche hermeneutische Bedeutung haben. In ihrer Eingängigkeit können Sie besonders anschaulich werden lassen, um was es eigentlich geht.

So arbeitet z.B. das Evangelium nach Johannes – wie kaum ein anderer religiöser Text – mit solchen Entgegensetzungen. Das hängt auch damit zusammen, dass es damals eine religiöse Bewegung gab, die dem jungen Christentum so gefährlich wurde, wie vermutlich nichts Anderes mehr innerhalb der ganzen Geschichte unserer Religion. Der Verfasser des Johannesevangeliums bediente sich dieser Sprache, um sich einerseits verständlich zu machen, andererseits wollte er diese andere Bewegung bekämpfen.

Ich meine die Bewegung der Gnosis. Die Gnosis war eine religiöse Strömung, die ihr gesamtes Verständnis von Religion durch Entgegensetzungen veranschaulichte. Dualismen wie eben „Licht und Finsternis“, „Fleisch und Geist“ und viele mehr gehörten zur gnostischen Vorstellungswelt. Auch bei dem Apostel Paulus, der zeitlich vor der Blüte der gnostischen Bewegung – genauer müsste man ohnehin sagen – „der gnostischen Bewegungen“ gelebt und gewirkt hat, finden sich eine Fülle von solchen Dualismen.

In unserem Zusammenhang ist es der Dualismus „Fleisch“ und „Geist“. Paulus betont zunächst schlicht und einfach, dass aus der Tatsache, dass wir Wesen aus Fleisch und Blut sind, nicht folgt, dass jene organische Bestimmtheit bewirkt, dass über sie hinaus nichts vorgestellt werden kann, was für unser Leben ebenfalls Bedeutung hat. Unser „in-der-Welt-sein“ ist

nicht alles. Die Tatsache, dass wir endliche Wesen sind, die in einem vergänglichen Körper leben, hat keinesfalls das letzte Wort.

Entscheidend ist in Sachen Religion und Glauben eine ganz andere Ebene und das ist die Ebene des Geistes. Religion ist Geistgeschehen! Diese Entdeckung war zur Zeit des Paulus noch gar nicht mal so alt. Wenige hunderte Jahre vorher ging die Gottheit dem wandernden Volk noch in einer Feuersäule voraus oder war in jener Lade, in der die beiden Gesetzestafeln mitgeführt wurden. Später dann wohnte die Gottheit in einem Tempel.

Und in Athen begegnete Paulus beim Religionsdisput auf dem Marktplatz Leuten, die die Gottheiten in Statuen und eben auch Tempeln verehrten. Ihnen sagte er: „Ich sehe, dass ihr die Götter in allen Stücken sehr verehrt. Ich bin umhergegangen und habe eure Heiligtümer angesehen und fand einen Altar, auf dem stand geschrieben: Dem unbekanntem Gott. Nun verkündige ich euch, was ihr unwissend verehrt.“

Gott ... wohnt nicht in Tempeln, die mit Händen gemacht sind. Auch lässt er sich nicht von Menschenhänden dienen wie einer, der etwas nötig hätte, da er doch selber jedermann Leben und Odem und alles gibt... Er ist nicht ferne von einem jeden unter uns. Denn in ihm leben, weben und sind wir; wie auch einige Dichter bei euch gesagt haben: Wir sind seines Geschlechts.“

„Gott ist Geist“, so hat es der Apostel an anderer Stelle zusammengefasst und dort heißt es dann weiter: „... und wo der Geist des Herrn ist, da ist Freiheit!“ Noch einmal: Religion und Glaube, das hat nichts mit endlichen, gegenständlichen, materiellen, gar organischen Zusammenhängen zu tun. Religion hat es mit Geistigem zu tun.

Ist damit nicht auch so etwas wie eine Kritik an manchem enthalten, dem wir den Umgang mit Religion zuweisen: Wie ist das mit unserem Bedürfnis auch Sachen Religion mit allen Sinnen Erfahrungen zu sammeln: sehen zu wollen – erinnern Sie sich: selig sind die nicht sehen und doch glauben und am besten gleich auch noch riechen und schmecken zu können. Religion hingegen ist Geistgeschehen, wobei ausdrücklich mit einbezogen werden muss, dass Gefühle ebenfalls Geistiges, mentale Vorgänge sind.

Die Schlussfolgerung, die Paulus uns vorlegt heißt nun: Gott ist Geist, also muss Religion und Glaube Geistgeschehen sein. Wer nun Religion und Glaube als Geschehen des Geistes lebt, der lebt dies so zu sagen im Geist Gottes und kann daher – ja muss sogar – als „Kind Gottes“ bezeichnet und verstanden werden.

„Wir sind Kinder Gottes“, das ist das Ergebnis. Doch vor diesem Ergebnis notiert Paulus noch einen ganz entscheidenden Schritt. Auf ihn kommt letztlich alles an. Von Bedeutung für diesen Schritt ist diesmal keine Entgegensetzung, kein Dualismus, sondern die Entdeckung einer neuen Dimension.

Der Geist, der uns zu Kindern Gottes macht und von dem Paulus spricht, hat nämlich nichts mit irgendwelcher Unterjochung oder Knechtschaft zu tun. Aus anderem Zusammenhang hörten wir die Spitzenformulierung: „Der Herr ist Geist und wo der Geist des Herrn ist, da ist Freiheit.“ Diejenigen, die in und aus diesem Geist leben, sind so zu sagen zur Freiheit berufen, sie leben ihr Leben in und aus Freiheit.

Doch damit ist die neue Dimension noch nicht erfasst. Der Gegensatz zum Geist der Knechtschaft ist nämlich nicht der Geist der Freiheit, sondern der Gegensatz zum Geist der Knechtschaft ist der kindliche Geist. Für diesen kindlichen Geist ist Gott so Gott, wie er für Jesus Gott war, nämlich als Vater.

Jesus hat das gelebt, dass Gott wie ein Vater, wie eine Mutter zu ihm war. Vielen von uns sind solche Vorstellungen ein Rätsel. Und doch gibt es Varianten, die Bedeutung gewinnen können. Vater- und Mutterbeziehungen sind Beziehungen besonderer Nähe; wir könnten auch sagen, besonderer Intimität. Und Religion selbst ist jedenfalls etwas, was nicht nur nicht der Privatsphäre angehört, sondern was ebenfalls bis hinein in die Intimsphäre reicht. Daher ist das Bild vom Vater und von der Mutter gar nicht so unangemessen.

In der Messe wird die Begegnung mit dem Heiligen im so genannten „Sanctus“ gefeiert. Die Erscheinung des Heiligen führt zu dem Ruf, zu dem Gesang des „Heilig, heilig, heilig“, oft an der Thronsaalvision des Propheten orientiert – denken Sie etwa an das festliche, ja wuchtige „Sanctus“ in Bachs h-moll Messe. Doch innerhalb jenes prachtvollen „Sanctus“ gibt es eben auch noch das Benedictus, eine Musik, die eher zurückhaltend, scheu und persönlich gehalten ist.

Orgel – Max Reger: Benedictus

Der kindliche Geist erinnert unmittelbar an die Erzählung aus dem Evangelium nach Markus, in dem uns davon berichtet wird, dass junge Mütter ihre Kinder zu Jesus brachten. Die Jünger fanden das höchst unangemessen und schickten die jungen Frauen weg. Als Jesus das mitbekam sagte er: „Lasset die Kinder zu mir kommen und wehret ihnen nicht. Wahrlich, wahrlich, ich sage euch, wer das Reich Gottes nicht empfängt wie ein

Kind, der wird nicht hineinkommen.“ Und weiter heißt es: „Und er herzte sie und legte die Hände auf sie und segnete sie.“

Um es gleich zu sagen: Damit redet Jesus keineswegs einer Infantilisierung der Religion des Wort. Das wäre ein großes Missverständnis und das ist – Gott sei's geklagt! – bei manchen unglücklicherweise leider so angekommen, als wären Religion und Glaube kindische Angelegenheiten. Dem ist keinesfalls so! Und leider haben die Gebildeten unter den Verächtern in nicht wenigen Fällen genüsslich dieses Missverständnis aufgegriffen. Wie gesagt: Völlig zu Unrecht!

Es genügt ein Blick in unseren Paulustext: Hier geht es nämlich auch um das mit Christus mitleiden. Doch Leid, Kreuz und Tod sind ernste Angelegenheiten, bitter ernste Angelegenheiten, kindisches „rumgetue“ ist hier völlig fehl am Platze!

Was aber ist dann gemeint – bei Jesus und bei Paulus? Auch hier hilft uns wieder einmal ein Blick auf den Mann aus Nazareth, ein Blick auf Jesus weiter. In der Bergpredigt hat Jesus uns gesagt wie wir beten sollen: „Vater“ sollen wir sagen; und weiter sollen wir sagen „im Himmel“.

Das mit dem „Vater“ hat Paulus auch. Dieses „im Himmel“ fehlt beim Apostel. Doch dieses „im Himmel“ ist entscheidend. Jesus selbst hat nämlich mit dieser Anrede des Gebetes, das wir Beten sollen, seinerseits einen Gegensatz, einen Dualismus formuliert.

Gott – so Jesus und Paulus – ist uns nahe wie ein Vater. Paulus wählt gar noch die besonders vertraute Anrede „Abba“. Wir können und dürfen zu Gott ein Verhältnis haben, wie ein Kind zu seinem Vater und – um die Losung für dieses Jahr aus dem Propheten Jesaja hinzuzunehmen – wie eine Mutter. Bei Jesaja steht: „Ich will dich trösten, wie einen seine Mutter tröstet.“ Also einerseits Vertrauen und Nähe.

Andererseits unterstreicht Jesus mit dem „im Himmel“ eine unüberbrückbare Distanz. „Vater unser im Himmel“ das bedeutet: Einerseits ganz nah und doch eben auch absolut fern, nämlich „im Himmel“. Die Wahrheit liegt in diesem Gegensatz. Und wir sollten nicht nachlassen uns diesen Gegensatz einzuschärfen, uns ihn vor Augen zu halten, uns dies in Herz und Sinn zu brennen.

Und zwar in beide Richtungen: „Du, dem Gott verschwindet, dem Gott im Nebel zu sein scheint, erinnere Dich daran: Gott ist wie ein Vater, wie eine Mutter zu Dir.“ „Und Du, der Du mit Gott umgehst wie mit etwas aus Deiner Alltagswelt, Du, dem Gott selbstverständlich ist, erinnere Dich daran:

Er ist Dir unendlich fern.“ In diesem Gegensatz, in diesem Dualismus liegt umschlossen, was unser Verhältnis zu Gott ausmacht: Nähe und Ferne.

Trotz dem Moment der Ferne folgert Paulus – Jesus übrigens sinngemäß auch – dass wir Menschen – wie Paulus es formuliert – „Kinder Gottes“ sind. Die „Gotteskindschaft“ ist das Privileg, dass jeder und jedem von uns gilt. Und es ist durchaus richtig, wenn wir dieser „Gotteskindschaft“ entnehmen, dass jedem Menschen, gleich welcher Hautfarbe, gleich welchem Bildungsstand, eine unveräußerliche Würde zukommt, ist er – ist sie doch ein „Kind Gottes“, – ist sie, ist er doch jemand, den Gott liebt, wie eine Mutter, wie ein Vater sein Kind liebt.

Paulus hat in diesen Gedanken die Vorstellung vom Erbe eingeflochten. „Wir“, so schreibt er „sind Miterben Christi“. Und in dieser Perspektive erinnert Paulus noch einmal daran – was wir bereits gesehen haben –, dass nämlich zu diesem Miterbe auch gehört, dass wir mit unserem Leiden oder mit unseren Leiden mit Christus und seinen Leiden verbunden sind. Das bedeutet für alle unsere Leiden, kleine und große, das bedeutet für unsere Schmerzen, für unsere Ohnmacht, für unsere Ängste, für Scheitern und Schuld: Trost, Trost, und nochmal Trost.

Ja, noch mehr, das bedeutet – wie es der Apostel an die Gemeinde in Rom schreibt – dass auch wir mit Christus erhoben werden zur Herrlichkeit, zur Seligkeit, in alle Ewigkeit. Und was das bedeutet, liebe Gemeinde, kann sich letztlich niemand vorstellen. Handelt es sich hierbei doch um das, was „kein Auge je gesehen und kein Ohr je gehört hat. Solche Freude.“ – so der Liederdichter, und er fährt fort: „Des jauchzen wir und singen dir / das Halleluja für und für.“ Amen.